

RICHTSCHNUR IN DER VERLORENHEIT

Drei Tage im Leben eines Bestattergehilfen

VON RAINER JURIATTI

Morgens um Acht treffen sie ein. Im kleinen Hinterzimmer, ausgestattet mit einer Küchenzeile. Sie trinken eine Tasse Kaffee, besprechen den Tag. „Das ist obligat bei uns“, sagt einer der drei Bestatter, die ich an diesem sonnigen Herbsttag kennen lerne. Tone ist neu im Team. Arbeitet gerade eine Woche im Unternehmen. „In den Monaten davor durfte ich einige Tage schnuppern“, erzählt er, „um abzuklären, ob das wirklich etwas für mich ist“. Dieses „das“ bezeichnet einen Beruf am Schnittpunkt zum „Dort“: wenn die Kirche vom Tod spricht, dann spricht sie von der Verheißung, vom ewigen Leben, von jenseitigen Verzeihungen und zugleich Erfüllungen – von Gott, nicht zuletzt. Wenn wir an den Tod denken, versuchen wir Antwort zu finden auf unsere eigenen Erwartungen, entsprungen unseren Grundhaltungen. Antwort auf Hoffnungen, in jedem Fall. Was aber liegt dazwischen, zwischen dem Eintreten des Todes und den verheißungsvollen Worten eines Priesters am Grab? Was geschieht mit uns, wenn wir tot sind? Wie viele Handgriffe werden an uns vollführt, ohne Möglichkeit, uns dagegen zu wehren? Welchen Weg nehmen wir, was macht man mit uns? Das letztgültige Ziel des Lebensweges mag ein Geheimnis bleiben, so lange wir atmen. Was aber mit unserem Leib geschieht, wenn wir tot sind, davon erhoffe ich mir Antwort an diesem Morgen um Acht, im Hinterzimmer, bei einer Tasse Kaffee. Und in den nächsten Tagen, beim Begleiten der drei. „Du wirst als Bestatter-Gehilfe bei uns arbeiten“, sagt Josef, „das heißt, du wirst alles tun, was wir tun“. Als er das sagt, fallen mir seine Worte aus unserem Vorgespräch vor einigen Tagen ein: „Bestatter, das ist ein besonderer Beruf. Für besondere Menschen.“

Zunächst also machen wir einen Rundgang durch die Räumlichkeiten des Bestattungsunternehmens. Neben den Büroräumen, den Besprechungszimmern, dem Schauraum und der kleinen Küche gibt es zwei Lager, eine Garage. Ricco und Tone zeigen mir einen kleinen Raum im Keller. Kleinteile versammeln sich dort. Da stehen Kerzen neben Miniatur-Urnen, in denen ein kleiner Teil der Asche mit nach Hause genommen werden kann. Da versammeln sich Brief- und Kopierpapier neben Kaffee und Sahneflaschen. Im hinteren Abschnitt des Raumes stehen alte Ordner.

Mein Danach

Daneben ein akribisch in Tücher und Folie gewickelter Sarg. Die auffallende Bauart nennen Bestatter „Körperform“: Im Bereich der Beine schlank, dann etwas breiter, am Kopfende wieder schlank. Ich denke an alte Westernfilme, dort tauchen solche Säрге auf. Auf dem eingewickelten Sarg im Keller liegt, ebenso in Folien gehüllt, eine Uniform. Ich frage, was dieser Sarg hier suche. Josef erzählt von einem Mann, der vor drei Jahren im Geschäft aufgetaucht sei. Tief gebräunt, bei bester Gesundheit. Er habe gesagt, er wolle einen Sarg kaufen. Aus Zirbenholz, an den Kanten „gezinkt“, nicht auf Gehrung geschnitten. Ein exklusives Modell, eigens für ihn hergestellt. Josef erzählt, man sei seinem Wunsch nachgekommen, da er gesagt habe, er wolle das unbedingt geregelt wissen. Irgendwann brachte er die Uniform vorbei, in der er begraben werden möchte und sagte, er verbinde damit einen wichtigen Wunsch: Er wolle in seinem Wohnzimmer bei offenem Sarg 24 Stunden aufgebahrt werden, den Blick durch den Wintergarten hinaus auf einen geliebten Berg gerichtet. Dann möge man den Sarg verschließen. Die Verwandtschaft sei instruiert, wisse, wo genau er liegen wolle. Nach Schließung des Sarges sei ihm egal, was mit ihm passiere. „Das ist gar nicht so leicht“, sagt Ricco, „dass man jemanden 24 Stunden aufbahren kann“. Ich werde später erfahren, weshalb. Vor drei Jahren jedenfalls kam dieser Mann das erste Mal in die Firma, überzeugte sich dann in regelmäßigen Abständen vom Werden des Auftrages und schließlich davon, dass sein Sarg und seine Uniform im Keller gelagert sind. „Sein letzter Besuch liegt jetzt ein halbes Jahr zurück“, sagt Josef und ich höre in seiner Stimme, dass es etwas zu bedeuten hat.

Mit Ricco und Tone gehe ich in das große Lager. Säрге stapeln sich dort, ebenso zwei „Einsatzfahrzeuge“. Das eine ein eleganter Kombi, mit riesigen Seitenscheiben. Der Wagen ist technisch großartig ausgestattet. Besonders begeistert zeigt sich Ricco vom Himmel im Inneren des Laderaums. Dutzende kleine Lichter vermittelt den Eindruck eines Sternenhimmels, der „besonders jetzt im Herbst wirkt, wenn es dunkler wird“, sagt er. In der Spiegelung der kleinen Lampen entsteht der Eindruck, es scheine die Sonne. Ich sehe einen Tunnel in den Lichtern. Erinnert mich an die Vorstellung einer Fahrt in den Himmel. Ich frage, wie es sei, wenn man einen Verstorbenen zu Hause abholen müsse. „Das Gefühl für die Situation ist sehr wichtig“, sagt Ricco. „Wenn wir jemanden abholen, dann müssen wir vor allem Rücksicht auf die Angehörigen nehmen. Sie sind das wichtigste“.

Verstorben

Wenige Stunden darauf klingelt das Telefon. Ich höre Josef „mein Beileid“ sagen. Dann meint er, er habe ein paar Fragen. Zunächst wolle er den Namen der Verstorbenen wissen, dann die Adresse. Ich höre, dass die Frau in einem kleinen Dorf verstorben ist. Heute. Um 13.55 Uhr. Der Arzt müsse noch

zur Totenbeschau kommen. Josef erklärt der Anruferin, dass man vor allem Zeit habe, niemand habe Eile. Ganz ruhig erklärt er den nun kommenden Ablauf, klärt die Anruferin auf, dass sie selbst entscheiden könne, wann die Verstorbene abzuholen sei. Das könne gleich geschehen, aber man könne sie auch über Nacht im Haus belassen. Im Verlauf des Gespräches höre ich, dass es sich um eine Feuerbestattung handeln wird. Die Verabschiedung wird mit der Urne stattfinden, eine Überführung ins Krematorium soll durchgeführt werden. Während des ganzen Gespräches klingt alles Gesagte ruhig und gelassen, Josefs Tonfall vermittelt das Gefühl, hier gut aufgehoben zu sein. Zumindest ich würde mich gut aufgehoben fühlen. Dann wird festgelegt, dass die Verstorbene um 20 Uhr abgeholt wird.

Abholung

Es ist dunkel geworden, hat zu regnen begonnen. Kurz vor Acht. Pünktlich fahren wir los. „Pünktlichkeit“, sagt Josef, „ist ausgesprochen wichtig. Wenn die Verwandten wünschen, dass man um acht Uhr abends kommt, dann sind wir um acht Uhr abends auch da“. Die Seitengasse ist schmal, stockdunkel. Am Ende ein kleines Einfamilienhaus. Die Transportliege bleibt im Bus zurück. „Zuerst orientieren wir uns“, sagt Josef, „wir haben keine Eile“. Klingeln. Eine kleine Frau öffnet uns, verweinte Augen. Wir geben uns die Hand. Ein Mann kommt dazu. Die Frau geht voraus. Leise gehen wir durch einen Flur, biegen scharf rechts ab, hinein in eine Küche. In Gedanken gehe ich den Weg mit der Liege in der Hand. Wie wird es sich ausgehen? Kommen wir um die Ecken, ohne die Trage hochzustellen? Unmöglich. Hinter der Küchentür, ganz scharf links, führt ein schmaler Durchgang in einen kleinen Raum. Dort liegt sie. Eine Kerze brennt, auf einem Sideboard eine kleine Lampe. Zu ihren Füßen steht die Frau, die uns geöffnet hat, und schnieft. „Ja, da liegt sie“, sagt die Frau, „meine Mama“. Pflegebett. Die Hände gefaltet, den Rosenkranz eingebunden. Dazu eine rote Rose. Der Krankenpflegeverein muss da gewesen sein, denke ich. Später werde ich erfahren, dass die Tochter selbst ihre Mutter gewaschen hat. Und Josef wird im späteren Gespräch über diese Abholung bestätigen, dass alles sehr schön gerichtet war, dass diese Situation vorbildlich gewesen sei. Eine junge Frau kommt dazu. Ich vermute, die Enkeltochter. Auch sie weint, als sie ihre Oma sieht. Wir holen die Trage. Der Mann meint, wir sollten durch die Terrassentür hinaus in den Garten gehen. „Nein, nein“, sagt Josef, „wir können gerne durchs Haus gehen, das machen wir schon“. Immer wieder berührt die Frau ihre Mutter, streichelt ihr über die Stirn. „So“, sagt sie, „jetzt ist es so weit, gell, Mama“. Wir legen die Trage neben das Bett. Am Nachmittag bin ich den Ablauf mit Ricco durchgegangen, um nichts falsch zu machen. Trage auf den Boden. Sack öffnen, Seitenteile ausbreiten. Tragegurte öffnen und lang ziehen. Dann auf Josef achten. Wenn er die Verstorbene anhebt, auch anheben. Als wir es tun, berührt die Frau neben mir ein letztes Mal die Beine ihrer Mutter. „Jetzt ist es so weit“, sagt sie ganz leise. Ich spüre, dass sie weint. Positioniere die Beine in die

kleine Vorrichtung am Fußende der Liege. Dann das weiße Tuch, so, wie nachmittags geübt: gemeinsam mit Josef über die Verstorbene ausbreiten. Das Tuch seitlich unter die Verstorbene schieben. Tragegurte fixieren, ganz leicht, ganz sanft. „Nicht strammziehen“, erklärte mir Ricco in der Garage, „das braucht es nicht“. Dann schließen wir die blaue Hülle. Alles läuft still, sanft, fast gleitend ab. Während wir arbeiten, stehen die Angehörigen neben uns. Alle schweigen. Der Mann öffnet die Terrassentür. „Gehen Sie durch den Garten“, wiederholt er. „Sie hat den Garten sehr gemocht.“ Wir heben die Liege an. Ich gehe rückwärts. Hinaus ins Dunkle. Taste mich langsam vor, um nicht über eine Stufe oder ähnliches zu fallen. Der Mann seufzt, berührt den Sack auf unserer Trage. „Mama“, sagt er, „Mama“. Mir wird die Tragweite des Augenblicks bewusst. Im Bus sage ich zu Josef, es sei alles sehr schnell gegangen, obwohl wir uns bemüht haben, langsam durch den Garten zu gehen. „Ja“, sagt er, „wenn alles gut vorbereitet ist, dann geht es ziemlich rasch“. Wir fahren ins Krankenhaus, lagern die Verstorbene um. Unsere Bewegung gleitend wie zuvor in dem kleinen Zimmer. Keine Erschütterung zu viel. Die erste Etappe ihres letzten Weges ist zu Ende. Ich sehe Riccos Satz bestätigt: „Wenn wir jemanden abholen, dann müssen wir vor allem Rücksicht auf die Angehörigen nehmen“.

Verwandtschaft

9 Uhr. Das Paar kommt zum vereinbarten Termin ins Büro. Formelles wird geklärt. Die Frau wirkt sehr gefasst, lächelt beim Betreten der Räumlichkeiten. Man hat Zeit. Josef erklärt, dass die Papiere zum entsprechenden Zeitpunkt am richtigen Ort liegen müssen, was von uns übernommen werde. „Sie müssen sich um nichts sorgen“, sagt er. Sie sprechen über den weiteren Ablauf. Josef erinnert an das gestrige Telefonat, resümiert den üblichen Ablauf. Er erklärt, dass er mit den Geistlichen sprechen werde. Die Angehörigen wünschen sich den kommenden Samstag als Beisetzungstag. „Freitag Abend wird somit die Totenwache sein“, höre ich Josef erklären, „am Samstag folgt der Gottesdienst, anschließend wird die Urnenbeisetzung stattfinden“. Die Angehörigen wünschen sich eine Beisetzung der Urne auf dem alten Friedhof. Dort, werde ich später sehen, liegt der Mann der Verstorbenen begraben. „In diesem Fall“, meint Josef, „werden auch die Feierlichkeiten in der alten Kirche sein“. Er telefoniert mit einem Geistlichen und erklärt, dass es um einen Todesfall gehe. „Samstag“, höre ich ihn sagen, „zehn Uhr dreißig“. Das Telefonat ist kurz, es scheint, dass jeder weiß, was zu tun ist. Die Angehörigen werden sich mit dem Geistlichen in Verbindung setzen, um über Persönliches der Verstorbenen zu sprechen, ebenso über die Gestaltung der Feier. Im weiteren Gespräch kommt man zur Ausformulierung der Todesanzeige, erläutert die Frage, wo das Bild der Verstorbenen verwendet werden soll. „Dankbar für alle Liebe und Fürsorge“, höre ich kurz darauf Josef einen von den Angehörigen gewünschten Satz zitieren. Am Ende wird Praktisches abgeklärt, werden viele Fragen zum Ablauf am kommenden Samstag von Josef beantwortet. Ich spüre, dass er Sicherheit schenkt, eine Richtschnur gegen die Verlorenheit legt. Der Sarg wird besprochen, dann die Wahl der Urne. Im

Falle einer Kremation wird von Josef fast immer ein einfacher Fichtensarg empfohlen. Besonders dann, wenn keine Verabschiedung am Sarg geplant ist. Sie verlassen das Gesprächszimmer und suchen im Ausstellungsraum eine Urne aus. Es dauert nur wenige Augenblicke. Dann verabschieden sie sich. Ich frage Josef, warum es so schnell gegangen ist. „Das sind sehr angenehme Menschen“, sagt er, „sie wissen, was sie wollen, haben sich rasch für eine Tonurne entschieden“.

Ausstattung

Kaum, dass die Angehörigen das Besprechungszimmer verlassen haben, bekommt Josef Besuch von einem Vertreter einer italienischen Firma. Mode, Design, Materialien spielen scheinbar eine große Rolle auf dem letzten Weg. Mit dicken Katalogen nehmen die beiden Platz. Josef bestellt fünfzehn Säрге bei ihm, dazu Griffe, Schrauben, Polsterungen. Neben Partezettel, Kuverts, Fotowahl und Textur in den Anzeigen wählen Angehörige im Ausstellungsraum des Bestattungsunternehmens aus einer Vielfalt von Särgen: Ceylon weiß oder blau lackiert, Murano weinrot lackiert, Olivenesche, Lärche natur, Eiche natur, Birke Kiesel „Lebensfluss“, Fichte hell gebeizt oder Nussbaum natur und viele Titel mehr sind zu bekommen. „Manchmal wird ein Sarg gewählt, dessen Aussehen und Titel ein Lebensgefühl widerspiegeln“, erzählt Josef, „manchmal entscheidet das Design, weil es schlichtweg gefällt“. Dazu kommt, dass in einigen Regionen bestimmte Modelle gefragt sind. Ein Bergdorf beispielsweise bevorzugt das Modell Fichte, hell gebeizt. Wir nennen den Sarg „Fichte Italien, mit roter Polsterung“. Die Menschen in diesem Dorf zeichne eine tiefe Heimatverbundenheit aus, sagt Josef, „also wählen sie ein heimisches Holz. „In einer anderen Region hingegen verkaufen wir nur Zirbe“. Neben den Sargmodellen fallen besonders die italienischen Urnen Marco Polo, Raffaello und Tiziano auf. Sie sehen aus wie kleine Schmuckkästchen. Fast zu schade, um hinter Granitplatten versteckt zu werden, denke ich. Auf meine Idee hin, diese Urnen in den vorgesehenen Wänden hinter Glas zu stellen, erklärt mir Josef, dass es wenig Spielraum zur Gestaltung der Nischen in einer Urnenwand gebe. „Das machen die Friedhofsbestimmungen in den einzelnen Orten fast immer unmöglich“, bedauert er.

Ein Bild von unserem Tod

Wir haben ein Bild von unserem Tod. Die Episode des Mannes, der seinen Sarg zimmern lässt und eine Uniform vorbeibringt, zeigt, dass wir gerne Herr über unsere Verabschiedung sein wollen. Der letzte Ritus, bis hin zur Ausstattung, zur Ummantelung unseres Körpers, scheint von großer Bedeutung zu sein. Ein Zirbensarg mit gezinkten, also handgemachten Kanten, mag ein plakatives Beispiel für unsere Sehnsucht sein, auch über unser Ableben hinaus Regie zu führen auf dem Weg zwischen Tod und Grab. Viele wollen, wenn sie an ihr eigenes Sterben denken, ihren Angehörigen

etwas „vermachen“ – einen Augenblick der Trauer, einen Augenblick der wahrhaftigen Erinnerung. Sei es in der Gestaltung der Messe durch das Äußern eines bestimmten Musikwunsches oder sei es in der Festlegung, in einer Urne begraben zu werden. Etwas, das mich im Leben ausmacht, möchte ich auf meinem letzten Weg festgelegt wissen.

Service

Am Vormittag werden für die Angehörigen der Verstorbenen die Behördengänge erledigt. Vom Gemeindearzt erfahre ich, dass er „von Rechts wegen“ jeden Verstorbenen entkleiden und von Kopf bis Fuß untersuchen müsse. „Sechs Stunden nach Eintritt des Todes ist die Totenbeschau zu machen“, sagt er. „Wenn ich den Krankheitsverlauf und damit den Menschen sehr gut gekannt habe, kann ich auf eine Untersuchung verzichten“. Dann meint er, es sei durchaus schwer, eine Insulinüberdosis, gespritzt zwischen großem und dem nächsten Zeh, nachzuweisen. Als wir im Auto sitzen und Richtung Standesamt fahren, wird mir bewusst, dass die Totenbeschau immer auch den Aspekt der Fremdeinwirkung mitberücksichtigt. „Ein Arzt“, frage ich Ricco, „muss also immer auch das Schlechte im Menschen sehen?“ Ricco nickt und sagt, manchmal komme es zu einer sanitätspolizeilich oder zu einer gerichtlich angeordneten Obduktion. Erste werde gefordert, wenn ein Mensch ohne ersichtlichen Grund sterbe. „Die gerichtliche Obduktion wird angeordnet, wenn Fremdverschulden nicht auszuschließen ist“, sagt er. „Aber in den meisten Fällen bleibt es bei der Bescheinigung durch den Arzt“. Oft finden auch nach Operationen Obduktionen statt. „Das dient den Ärzten, der eigenen Sicherheit“, erfahre ich von Josef.

Umlagern

Wir fahren ins Krankenhaus. Im Auto den einfachen Fichtensarg. Abseits der Öffentlichkeit läuft alles sehr entspannt, fast fröhlich ab, dennoch keinen Augenblick pietätlos oder gar mechanisch. Ricco und Tone betten die Verstorbene um. Eine weiße Decke mit Spitzen wird unter die Arme der Frau geschoben. Ihre Hände öffnen sich dabei. Ricco faltet ihre Finger noch einmal und bindet den Rosenkranz ein. „Das Falten der Finger ist sehr wichtig“, sagt Ricco. „Das gehört sich so.“ Die Rose, gestern Abend von der Tochter mitgegeben, wird dazugelegt. Friedlich sieht die Verstorbene aus. Tatsächlich, denke ich, als schlafe sie. Der Deckel wird verschraubt, der Sarg in den Bestattungswagen geschoben. Die zweite Etappe auf ihrem Weg beginnt.

Überstellung

Auf der Fahrt ins Krematorium erzählt Ricco von seinen Erfahrungen in der Bestattung. Viele Geschichten reihen sich aneinander, von Verkehrsunfällen, kleinen Kindern, würdevollen Abholungen, Aufbahrungen. Fälle, die mir aus den Medien bekannt sind, werden durch seine Erzählungen lebendig. Bekommen ein anderes Gesicht. Beim Lesen denkt niemand an den Bestatter, der in ein Tobel kriecht, um nach einem Zugsunglück kleine Kinder aus dem Bachbeet zu ziehen. Dennoch erzählt Ricco entspannt, faktisch, irgendwie immer die Angehörigen im Blick. Vor allem sieht er viel an persönlicher Verwirklichungsmöglichkeit darin, Tote nach Verkehrsunfällen optisch so weit wieder herzustellen, dass Verwandte „ohne großen Schreck“ einen letzten Blick auf den Verstorbenen werfen können, eine letzte Umarmung möglich wird. Während er spricht, bemerke ich den begeisterten Tonfall in seiner Stimme und als ich frage, ob er „aufgehe“ in seiner Arbeit, da sagt er mit einem Lachen: „Ja, total!“. Überhaupt, während der letzten eineinhalb Tage wird mir zunehmend bewusst, in welchem Spannungsfeld ein Bestatter täglich steht. Auf der einen Seite bewegt er sich in einem Bereich menschlichen Lebens, der zentral ist, der uns alle betrifft, andererseits ist der Berufsstand wenig akzeptiert, ja vielmehr mit Phantasien und Unterstellungen, beispielsweise der Unterstellung unermesslichen Reichtums, belegt. Der Alltag hingegen sieht anders aus, ist harte Realität: nachts werden Bestatter zu Suizidfällen auf Zuggeleise gerufen, bei schrecklichen Unfällen auf Schnellstraßen und Autobahnen. Menschen strangulieren sich, andere liegen tagelang unentdeckt in ihren Wohnungen. Bestatter räumen auf, was niemand sonst in die Hände nehmen möchte. Fast zeitgleich sitzen trauernde Menschen in den Büroräumen und werden beraten, zugleich werden würdevoll und ruhig Verstorbene aus Wohnungen geholt. Ricco versorgt Verstorbene hygienisch, richtet, was zu richten ist. Damit man sie ansehen kann. Föhnt Haare und sorgt mit Faden und Schminke für Würde bewahrendes Aussehen. „Als ein Kollege erfuhr“, sagt er, „was ich beruflich mache, hat er mir die Hand nicht mehr gegeben“. Der Kollege ahnt nicht, dass Ricco, Vater von kleinen Kindern, in den letzten Jahren kaum einen Weihnachtsabend zu Hause verbracht hat. Weiß nicht, dass sich an diesem Abend sehr viele Menschen das Leben nehmen und Ricco, Josef und Tone losziehen, um das Leid anderer zu trösten.

Wir erreichen das Krematorium, übergeben den Sarg. Die Verstorbene wird von einem Mann übernommen. Er wird anrufen, wenn die Urne abgeholt werden kann. Ein schlichtes Plastikgefäß, das in der von den Angehörigen ausgewählten Tonurne mit Holzdeckel untergebracht werden wird. Spätestens in 24 Stunden wird es so weit sein.

Enge Kurven, senkrechter Transport

Am späten Nachmittag erreicht die Meldung eines weiteren Sterbefalls das Büro. Der Gemeindearzt des kleinen Nachbarortes müsse noch die Totenbeschau machen, man gebe uns Nachricht. Wir warten. Nach zwei Stunden heißt es, man wolle den Verstorbenen nun doch über Nacht im Haus behalten. „Auch das gehört dazu“, sagt Ricco, dessen zwei kleine Kinder nicht nur an Weihnachten auf ihren Papa warten müssen. Am nächsten Morgen fahren wir eine geschwungene Bergstraße hoch. Im Auto einen Fichtensarg. Ricco hat mir den Unterschied dieser Abholung zu jener mit der Trage erklärt. Im Auto gehen wir den Ablauf durch. Betrachten das Foto auf dem Partezettel. „Wenn das Bild stimmt“, sagt er, „dann haben wir ordentlich zu tun“. Der Eingang zum Haus ist schmal. Ein langer Flur führt zu einer Stiege. Eine Frau begrüßt uns. Ein Mann kommt dazu, schlägt vor, wir sollten den Verstorbenen durchs Fenster hinausheben. Ricco meint, es gehe schon. Die Türstöcke mit Halbbogen. Sehr eng. Zwei steile Kurven, ein weiterer, sehr enger Flur. Dann das kleine Zimmer. Zwischen den zwei Betten kaum Platz. Der Verstorbene liegt leicht seitlich. Keine gefalteten Hände. Immer wieder sagt der Mann, man solle den Verstorbenen durchs Fenster hinaus mitnehmen. „Wir gehen den Weg, den er immer gegangen ist“, sagt Ricco sanft. Die Frau meint, der Mann solle uns machen lassen, wir hätten genug Erfahrung. Ich vertraue also ganz auf Ricco. Erwähne mich an jedes Detail unserer Besprechung. Mein Adrenalin Spiegel steigt. Hinter meinem eisigen Schweigen lasse ich mir nichts anmerken. Wir gehen zum Wagen, holen den Sarg. Ein Hund begleitet uns, schwanzwedelnd. Als wir die hintere Wagentür öffnen, schnuppert er hinein. „Du musst voraus“, sagt Ricco leise, worauf ich nicke. Meine Hände zittern, fast unmerklich, aber immerhin. Sage aber nichts davon. Vermute, es würde sogar Ricco verunsichern. Einen dabei zu haben, der nervös wird, das kann niemand brauchen. Der Hund bleibt beim Auto stehen. Auf dem Weg in den kleinen Raum müssen wir den Sarg dreimal fast senkrecht stellen. Schlüpfen um die Ecken und durch die Türbögen. Stellen den Sarg zwischen den Betten ab und schrauben die großen Verankerungen auf. Es geht ganz leicht. Ricco stellt den Deckel in den schmalen Flur. Dann wieder geht alles ganz schnell. Wir treten ans Bett, ich decke den Verstorbenen ab. Das Foto stimmt, denke ich, wird schwer werden. Achte auf jede Bewegung Riccos. Wir heben ihn an. Ricco muss zwei Mal ansetzen. Zuerst ein Stück weg von der Wand, dann mit einem eleganten Schwung in den Sarg. Alles läuft reibungslos. Wie beim letzten Mal. Ich nehme wie besprochen die kleine, weiße Decke mit den Spitzen, worauf Ricco die Arme des Mannes leicht anhebt. Schiebe die Decke darunter, wir falten die Hände. Drücken die Decke seitlich in den Sarg. „Die Blume“, sagt die Frau und übergibt Ricco eine langstielige Lilie. „Die ist wichtig“, sagt sie. Ihre Stimme klingt mitgenommen. Schwer, diese Momente, sehr schwer. Ricco legt die weiße Lilie auf den Bauch des Verstorbenen. Dann stellt er sich neben mich. Wir verharren, sind völlig still. Ricco erzählte mir, das sei der wesentliche Unterschied zur Abholung mit der Trage. Man wisse, dass Angehörige, die bei der Einsargung dabei seien, danach einen Moment bräuchten. Die Frau steht am

Kopfe des Sarges. Der Mann weit im Hintergrund, am Ende des Flurs. Später wird Tone mir erzählen, dass er vor einigen Tagen zwanzig Minuten still stand. Dann erst habe die Frau des Verstorbenen gesagt, sie gehe jetzt hinaus.

Keine Verheißung

Die Frau betrachtet den Verstorbenen, rührt sich nicht. Als ich meinen Fuß bewege, schrickt sie hoch. Schaut mich an. Ich nicke ihr zu. Ihre Augen finden zum Verstorbenen zurück. Mir wird bewusst, dass diese Bewegung gestört hat. Also stehe ich verkrampft und warte. Es bleibt vollkommen ruhig. Nicht einmal riechen kann ich etwas. Früher dachte ich immer, Verstorbene riechen. Nichts. Eine kleine Ewigkeit lang stehen wir. Alles ist hellwach, aufmerksam, die kleinste Bewegung stört. Ausnahmezustand. Die Hände gefaltet. Der Beginn des letzten Weges. Das Unabänderliche tritt ein. In dieser Sekunde. Jetzt werden wir ihn mitnehmen. Ganz real. Keine Reden von Verheißung, keine Reden von Hoffnung, Liebe und Geborgenheit. Nur kalte Realität. In diesem Moment. Nein, in dieser Sekunde. Zwei Männer in dunklen Kitteln. Zwei, die in den Augen anderer wissen, was zu tun ist. Die ihre Arbeit machen. Zugleich zwei Figuren, die das Geliebte dem Haus entreißen. Wir, denke ich in diesem Augenblick, sind das Synonym für die unvermeidbare Kälte des Todes. Eigenartig dabei ist, dass ich mich nicht unwohl fühle. Am Fenster stehend, im Angesicht eines Menschen in einem Sarg. Neben mir Ricco, dessen eleganten Humor ich in den vergangenen zwei Tagen kennen lernen durfte. Auch seine Hingabe an den letzten Dienst an einem Toten, ihn so herzurichten, dass man ihn ansehen kann. Und Josef, der ständig mit einem Lächeln auf den Lippen durch die Firma geht. Der viele Sätze einleitet mit „so, Jungs...“. Und Tone, ganz neu im Gewerbe der Bestatter, der jetzt gerade, während wir hier stehen am offenen Sarg eines alten Menschen in einer kleinen Gemeinde, eine Auskleidung in einen Sarg tackert und für jeden Witz zu haben ist.

Es ist gut

Dann, ganz leise, sagt die Frau plötzlich, es sei gut. „Sie können jetzt zumachen.“ Ganz ruhig holt Ricco den Deckel. Verschrauben. Schon beim Hochheben wird klar, dass es schwer wird. Rückwärts macht Ricco drei Schritte, dann senkt er den Kopfteil des Sarges ab. Das ist wichtig. „Nie die Füße senken“, erklärte er mir schon vor zwei Tagen, „immer mit dem Kopf nach unten. Die Füße geben nach, dann klopft der Verstorbene an den Deckel. Das erschreckt die Angehörigen.“ Mit einem Augenaufschlag gibt er mir ein Zeichen, den Sarg nun anzuheben. Jetzt erst bemerke ich, dass die Angehörigen verschwunden sind. Ich greife um und stemme den Sarg hoch. Riccos Augenaufschlag sagt mir, ich müsse noch höher. Er stellt den Sarg ab, zieht. Ich schiebe, schlüpfe durch den ersten Türbogen. Dann den zweiten. Die Frau steht neben mir, an der Stiege, schaut unsicher. Dann hinaus

durch die Eingangstür. Wieder absenken, hochstemmen. Wir kommen kaum um die Ecke, schrammen der Wand entlang. Alles geschieht ohne ein Wort. Der Mann steht vor dem Haus. „Ist schon eng bei uns“, sagt er. „Geht schon“, meint Ricco sanft und ich höre sein Schnauben. Dann endlich kann ich den Sarg abstellen. Ricco schiebt ihn in den Wagen. Der Hund wedelt mit dem Schwanz. Streckt die Schnauze hoch, in Richtung des Sarges. Wir verabschieden uns. Bringen die Papiere ins Standesamt. Der Verstorbene in unserem Auto soll ins Krematorium gebracht werden.

Friedvolles Aussehen

Zurück in der Firma empfängt uns Josef mit der Nachricht, dass ein angesehener Mann der Stadt in der Nacht im Krankenhaus verstorben sei. Man müsse eine „hygienische Grundversorgung“ bei ihm durchführen, da davon auszugehen sei, dass die Familie den Mann noch sehen wolle. Später, am Beisetzungstag der alten Frau, werde ich erfahren, dass es tatsächlich so sein wird: vor dem Rosenkranz wird der Deckel des Sarges angehoben werden.

Josef organisiert den Rest des Tages: Tone wird also mit dem gerade abgeholteten Verstorbenen in unserem Wagen ins Krematorium fahren und zugleich die bereits eingäscherte Verstorbene zurückbringen. Währenddessen wird Ricco beim Mann im Obduktionsraum des Krankenhauses eine „hygienische Grundversorgung“ vornehmen. Dieser Ausdruck bezeichnet zum einen die Ganzkörperwaschung, aber auch die Unterbindung des Ausflusses von Körperflüssigkeiten durch den Mundraum und den Intimbereich. Dabei wird mit Tamponagen, aber auch mit Nadel und Faden gearbeitet. Wir fahren ins Krankenhaus. Ricco trägt Plastikschrürze und Einmalhandschuhe in doppelter Ausführung. Er wird einen kleinen Stapel Tücher verbrauchen, dazu einen Stapel Zellstoff und vor allem Tamponagen in Form einer speziellen Watte. Ricco arbeitet mit großem Eifer, ja begeistert. „Das ist die schönste Arbeit“, sagt er lachend, „aber das weißt du ja inzwischen“. Wenn er jemanden herrichten könne, dass er anzuschauen sei, mache ihm das einfach die größte Freude. Ich sage, ein bisschen schräg sei das schon. Wir lachen und ich merke, wie entspannt Ricco seine Arbeit macht. Der Mann wird am ganzen Körper mit Desinfektionsmittel eingesprüht. „Das lasse ich verdunsten, also einwirken“, sagt er. Dann wird der Mann einshampooniert, mit einem Schwamm gewaschen. Ricco arbeitet schnell, präzise. Erklärt mir dabei jeden Schritt. Die Haare werden gewaschen, dann folgt die Tamponage. Das dauert, braucht seine ganze Konzentration. Nach einer halben Stunde ist der Mund „versiegelt“. Der Mann ist nicht wiederzuerkennen. Ganz friedlich sein Ausdruck. Perfekt vernäht, es ist nichts zu sehen. Ricco fragt, ob ich zufrieden sei, weil ich den Mann doch gekannt hätte. „Ja“, sage ich, „so hat er ausgesehen“. „Dann ist es gut“, meint Ricco zufrieden. Ich stelle mir vor, wie der Sarg geöffnet wird. Das Gesicht des Mannes zu sehen sein wird. Wie sich vielleicht jemand über ihn lehnt. Er wird gut riechen. Man wird ihn problemlos berühren dürfen. „Die Grundversorgung hilft aber auch uns“, sagt Ricco, „weil wir ihn anziehen können, ohne dass das

Hemd zum Beispiel schmutzig wird“. Ricco rasiert den Verstorbenen, die Haare werden geföhnt. Am Ende salbt er das Gesicht mit einem wohlriechenden Balsam ein, noch einmal desinfiziert er den gesamten Körper. „Jetzt riecht er gut“, meint er. Sein Kopf wird perfekt gelagert. So lange, bis er eingesargt werden kann. Dazu aber braucht es das Gespräch mit den Angehörigen, die noch nicht bei Josef vorbeigekommen sind. Sie müssen den Sarg auswählen, einen Anzug vorbeibringen. Das wird am Abend geschehen.

Die letzten Etappen

Zurück in der Firma treffen wir auf Tone, der die Urne und damit die Frau aus dem kleinen Dorf zurück in das Bestattungsunternehmen gebracht hat. Ihre dritte Etappe ist geschafft. Im Lager wird die Tonanlage, werden Kerzen und Halterungen, wird das Kreuz und alles Notwendige in den Bus verladen. Dort auch verbleibt die Urne. Vorletzte Nacht. Morgen wird die Verstorbene ihren vierten Weg antreten. Vom Bestattungsunternehmen in die Kirche. Auch dort wird sie eine Nacht verbringen. Dann die letzten Schritte. Von der Kirche ans Grab.

An diesem Tag bin ich geschafft, fühle mich sehr müde. Auch ein wenig ausgepumpt. Wir sitzen bei einer Tasse Kaffee zusammen. „Ich werde schreiben“, sage ich, „dass ich in den drei Tagen auf humorvolle, lebensbejahende, sympathische und auch sehr professionelle Menschen getroffen bin“. Josef freut sich, sagt aber auch, es sei für sie wichtig gewesen, mit mir zu reden, weil sie dadurch erfahren hätten, wo es noch Verbesserungsmöglichkeiten gebe. Meine Fragen hätten ihm dabei geholfen. In zwei Tagen werde ich die Bestattung der Urne begleiten. „Um den Weg vollständig mitgegangen zu sein“, sage ich, „obwohl jede Leserin und jeder Leser weiß, was dort sein wird. Es ist der Moment, an dem die Verstorbene wieder ins Licht der öffentlichen Wahrnehmung zurückkommt. Die Verwandten werden da sein, Freunde, Bekannte“.

Der letzte Tag

Und so ist es. Zwei Tage später. Es regnet. Ein Trauertag. Die letzte, die kleinste Etappe steht bevor. Heute wird die Tochter ihre Mutter ans Grab tragen. Gestern Abend habe ich die Angehörigen besucht. Ich habe der Frau erklärt, dass ich über die Bestatter, und damit über die letzten Wege ihrer Mutter schreibe. Sie hat mir erlaubt, heute ans Grab zu kommen, um die fünfte, die letzte Etappe, zu fotografieren. Die letzten Schritte von der Kirche an die letzte Ruhestätte. Alles nun letztgültig. Das Gespräch war sehr schön, ich hatte das Gefühl, die Tochter versteht meine Neugier. Ich habe ihr erzählt, dass ich keine Bewegung zu viel gesehen hätte bei ihrer Mutter. Jeder Handgriff sei von Respekt getränkt gewesen. Erzähle ihr, dass ich das Team des Bestattungsunternehmens bewundere

für die gute Arbeit. Sie stimmte mir zu, sagte, das Abholen ihrer Mutter sei sehr liebevoll gewesen. Ich sage, ich hätte an diesem Abend den Eindruck gehabt, dass alles sehr versöhnt gewesen sei. Sie sagt, das sei richtig. Man könne gut Abschied nehmen, wenn es im Leben gestimmt habe.

Jetzt stehe ich im Regen. Warte auf Josef und Ricco. Wir haben vereinbart, dass ich zur Garage komme. Dann sollen wir im Krankenhaus jenen Verstorbenen, der eine hygienische Grundversorgung erhalten hat, umbetten und ankleiden. Die Angehörigen haben sich für einen allgemein sehr beliebten Sarg entschieden. Die Bestatter nennen ihn „Fichte Italien“, mit roter Ausbettung. Der Sarg steht in der Garage. Ricco kommt und fragt, wo Josef bleibe. Ich sage, ich hätte ihn im Büro gesehen. Ricco sieht sofort, dass die Trage fehlt. Öffnet den Bus. „Er wird gestern Nacht jemanden geholt haben“, sagt er angesichts eines Verstorbenen auf der Ladefläche. „Inzwischen ist es kühl“, sagt er, „ein Verstorbener kann durchaus eine Nacht im Wagen bleiben“. Wir warten auf Josef. Er kommt nicht. „Wird wohl lange dauern“, meint Ricco gelassen und sagt, sie würden in diesem Fall zuerst die Beerdigung im Nachbardorf begleiten und dann zum Ankleiden ins Krankenhaus fahren.

Der letzte Schritt

Kurz darauf mache ich ein Foto in der Kirche. Die Urne steht inmitten eines Blumenmeers. Die Angehörigen sind schon da, nehmen gerade in der ersten Bankreihe Platz. Der Mann bittet mich, am Grab draußen für genügend Platz zu sorgen, um einen großen Kranz mit Rosen niederzulegen. Rote Rosen. Wie die in ihrer Hand, denke ich. Ich versichere ihm, dass ich mit Josef sprechen werde. Die Messe beginnt. Vor der Kirche treffe ich auf die Bestatter. Wir reden über den Kranz. Josef schafft Platz dafür, gleich neben dem Grabstein. Eine Gravur mit einem Namen. Ihr Mann, denke ich. Auf meine Frage hin erzählt Josef, er habe den Verstorbenen, den wir im Bus gesehen hätten, letzte Nacht abgeholt. „Um Elf“, sagt er. Naiv frage ich nach, ob er immer noch im Bus liege. „Nein“, meint Josef lächelnd, „inzwischen ist er natürlich umgebettet“. Keine Bewegung zu viel. Bestatter machen keine Spazierfahrten mit den ihnen anvertrauten Menschen. Naiv, meine Frage. „Und heute habe ich Nachricht vom Krankenhaus bekommen“, sagt Josef, „dass eine Frau aus diesem Dorf hier verstorben ist. Am Montag wird sie obduziert. Die Angehörigen kommen heute Nachmittag um Vier“. Kein Samstag also, wieder einmal.

Nach dem Ende der Messe begleiten Ricco und Josef die Familie von der Kirche ans Grab. Die Tochter trägt die Urne. Das Bild des versöhnten Abschieds ist auch hier wieder deutlich zu erkennen. Dann sehe ich Josef in die Kirche eilen. Er holt die Audioanlage, stellt die große Box hinter der versammelten Gemeinde auf. Ricco steht neben dem Priester, schaut darauf, dass eine helfende Hand da ist. Josef steht ganz hinten, mit gesenktem Haupt. Vollkommen ruhig. Der Bestatter als Schatten, immer im Hintergrund. Nach Ende der Zeremonie wird die Anlage abgebaut, unbemerkt von der

Trauergemeinde. Bevor die Menschen das Grab verlassen, kommt Josef auf mich zu, schüttelt mir die Hand. „Wir gehen jetzt“, sagt er, „wir haben noch viel zu tun“. Ich lächle. „Naja“, sage ich, „ich kann euch nicht mal ‚Schönes Wochenende‘ wünschen“. Beide lachen.

Verantwortung

Ich sehe ihnen nach, wie sie zwischen Grabreihen über den Kies gehen. Wenn ein Mensch stirbt, dann übergeben wir ihn in die Hände eines Bestatters. Früher oder später. Gerne oder gezwungen. Der Mensch verschwindet und wir wissen nicht, was mit ihm geschieht. Sehen unseren Freund, unseren Bekannten, unser Familienmitglied erst in der Kirche wieder. Dazwischen liegen Tage, in denen andere Verantwortung für den verstorbenen Menschen tragen. Der Berufsstand des Bestatters bleibt wohl auch weiterhin durch Phantasien und Unterstellungen geprägt. Viele meinen, man verdiene ein Vermögen damit, sehen jedoch nicht den großen Aufwand durch Gerätschaft und Materialien, andere wiederum sagen, wer Bestatter sei, der habe eine besondere Sehnsucht nach Umgang mit Toten, da er mit Lebenden nicht zurecht komme. Zumindest meinen viele, es stimme etwas nicht mit ihm. Josef hat damit wenig zu schaffen, möchte sich in den nächsten Jahren einen Traum verwirklichen und ein eigenes Verabschiedungshaus bauen. „Wir müssen mit der Zeit gehen“, sagte er bei einem Kaffee vor zwei Tagen. „Ich möchte den Angehörigen einen Chip-Schlüssel geben, mit dem sie Tag und Nacht in den Aufbahrungsraum kommen können. In unserem Haus soll Trauer einen Ort finden, sollen Verabschiedungen über alle Konfessionen hinweg stattfinden können. Ein Haus, das Kummer und Abschied zulässt, zu jeder Tageszeit“. Ich erkenne darin nichts von Todessehnsucht, nichts von Sensenmann, nichts von Anhäufung unermesslichen Reichtums. Im Gegenteil: so ein Haus kostet viel Geld. In der vergangenen Woche bin ich Menschen begegnet, die für andere Menschen da sind. Sowohl für Verstorbene, deren würdevollen letzten Weg sie gestalten und mitgehen, als auch für Angehörige, denen Abschied pietätvoll und kultiviert möglich gemacht wird.

Als die beiden den Kiesweg verlassen und um die Ecke der Kirche verschwinden, ist unsere Geschichte zu Ende. Mir fällt eine kleine Episode ein, die Josef berichtete: Vor einigen Wochen habe er einen hohen Politiker getroffen. Als sie sich begegneten, habe der Mann lachend gesagt, er sei aber noch nicht abzuholen. Sonst, meinte Josef, habe er oft das Gefühl, der Mann wisse nicht so recht, was er mit ihm reden solle. Also, scheint es, macht er Witze. Witze, an die Josef sich längst gewöhnt hat.